

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 37 (1966)

Artikel: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen : drei unliebsame Begegnungen eines Lenzburger Geschäftsreisenden mit der heiligen Hermandad
Autor: Dürst, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN GUTES GEWISSEN IST EIN SANFTES RUHEKISSEN

*Drei unliebsame Begegnungen eines Lenzburger Geschäftsreisenden
mit der heiligen Hermandad.*

VON WALTHER DÜRST

Viele Jahre sind vergangen, seit diese Begebenheiten sich ereignet haben. Damals war ich noch jung und empfänglich für alle Abenteuer, die den täglichen, oft langweiligen Tagesablauf unterbrechen konnten. Das heißt, natürlich, wenn sie ein erträgliches Ende nahmen, und dies war schließlich immer der Fall, wenn auch im Ablauf der Geschehnisse oft Wut, Schrecken und Herzklopfen nicht unterblieben.

Im Grunde genommen war eigentlich das Auto schuld. Allein, ich will ja keine Autogeschichten erzählen. Solche werden heute so oft und ausführlich berichtet, daß sie für den Leser nur langweilig wären.

* *

Als einer der ersten reisenden Kaufleute, der stolz im Wagen bei der Kundschaft vorfuhr und dementsprechend Eindruck erweckte, der mit den schweren Musterkoffer nicht mehr auf die Bahn und den Portier angewiesen war, mußte ich aber bald erfahren, daß diese Art der Reise nicht nur eitel Freud und Lust bedeute. Obschon auf den Straßen noch spärlicher Verkehr herrschte, bereiteten mir der primitive Wagen und die schlechten Straßen oft auch Verdruß. Immerhin, die Vorteile gegenüber dem Reisen mit der Bahn waren doch ganz bedeutend.

An einem Dezemberabend um sechs Uhr – meine Musterkoffer, die die neuesten Modelle in Damenhüten für den nächsten Sommer enthielten, waren verladen – wickelte ich mich in meine Wolldecke und fuhr von Thun weg Richtung Bern. Ich war sehr befriedigt vom zu Ende gehenden Tag, zündete einen Stumpen an und fand es recht gemütlich, für einige Zeit allein zu sein. Höchstgeschwindigkeit nach Gesetz 18 km durch die Ortschaft, über Land 40 km! So konnte ich während der Fahrt ruhig überlegen, wie der morgige Tag einzuteilen wäre.

Da fing es an zu schneien. Immer größere Schneeflocken ließen sich lautlos an der Fensterscheibe nieder, und ein Wischer mußte damals noch von Hand betätigt werden. Die Gemütlichkeit hörte auf; auch meinen guten Stumpen mußte ich über Bord werfen, da ich keiner Ablenkung irgendwelcher Art mehr bedurfte. Ein entgegenkommender

Fahrer leuchtete mir mit vollem Licht ins Gesicht. Ich blendete ab und sah einen Augenblick überhaupt nichts mehr. Beim Wiedereinschalten der großen Lampen bemerkte ich, wenige Meter vor mir, einen Radfahrer, der erschreckt hin und her pendelte, gleich aber samt seinem Rad in die Lehecke der rechten Straßenseite stürzte. Ohne den Mann zu berühren, umfuhr ich die kritische Stelle und brachte den gleitenden Wagen nach etwa vierzig Metern zum Stehen. Ich stieg aus und blickte zurück. Gleichzeitig verließ auch jener Herr die Hecke, schüttelte den Schnee von seinen Kleidern, reinigte auch sein Rad, und als er sich anschickte, wieder aufzusteigen, bestieg auch ich mein Vehikel und fuhr Richtung Bern weiter. – «Das ist gut abgelaufen; aber du hättest dich nicht ohne weiteres drücken sollen», sagte mir mein Gewissen. «Ach, dummes Zeug!» beruhigte ich meine innere Stimme, «mich trifft keine Schuld, und er ist ja nicht verletzt». «Bist du sicher?» tönte es in meinen Ohren.

In Bern angekommen, brachte ich meinen Wagen in eine Garage und teilte dort mit, wo ich die Nacht zubringen werde. Damals ließ man über Nacht sein Auto nicht einfach auf der Straße stehen, obwohl überall genug Platz vorhanden gewesen wäre. – Zu Hause lag mein kleines Kind mit Fieber im Bett, und voller Sorge war meine erste Handlung im Hotel, meiner Gattin zu telefonieren. Glücklicherweise erhielt ich aber beruhigende Auskunft.

Jetzt hatte ich weiter nichts mehr zu tun, als mich zur Ruhe zu begeben. Aber eben – das sanfte Ruhekissen befand sich nicht auf meiner Lagerstätte. – «Du bist, ohne dich um jenen Mann zu kümmern, weitergefahren.» Und im Halbschlaf, oder bei beginnendem Träumen, sah ich den Mann auf der Straße liegen. In Totenstille senkte sich langsam Schneeflocke auf Schneeflocke und deckte ihn zu, so daß schließlich nur noch eine weiße Erhebung zu sehen war, wie ein alemannischer Grabhügel.

Noch herrschte rabenschwarze Finsternis, als heftig an meine Türe geklopft wurde. Ich sprang auf – mein erster Gedanke: «Telephonische Nachricht; meinem Kinde zu Hause geht es ganz schlimm!» Erster Schreck!

Im Nachthemd (Pyjamas mit Streifenmuster, wie amerikanische Sträflingsanzüge, waren noch nicht große Mode) öffnete ich die Zimmertüre. Sofort schob sich ein schwerer Marschschuh in die entstandene Türspalte, so daß ich nicht mehr schließen konnte, und zugleich erblickte ich eine kräftige Gestalt, die durchaus zu besagtem Marschschuh paßte. Zweiter Gedanke – zweiter Schreck: «Ein Überfall, mitten in der Nacht!» Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen die Türe. Da schob sich eine Karte herein: Kriminalpolizei!

Dritter Gedanke – dritter Schreck: «Hat ihn schon!»

Ich war noch schlaftrunken; doch zogen diese Einbildungen mit Sekundenschnelle durch mein Bewußtsein: «Der Mann dort bei Thun hat meine Autonummer erkannt; in Bern werden die Garagen durchforscht!» – Was einem alles in den Sinn kommen kann, wenn man ein schlechtes Gewissen hat. – Ich ließ die Flügel hängen und gab jeden Widerstand auf. –

Gravitätisch trat der freundliche Herr ins Zimmer, setzte sich an den Tisch und wies sich mit vorgelegten Dokumenten darüber aus, wer er sei. Ich dagegen stand, wie gesagt im Nachthemd, schlotternd in der Mitte der Stube. Eine Weile herrschte Stille; dann erkundigte er sich nach meinem Namen. «Ja», sagte er, «dieser Mann wird polizeilich gesucht.» Wieder eine Weile Stillschweigen. Aber unterdessen erwachte ich ganz und sah etwas klarer. «Sehr schön», dachte ich, «so schnell geht es denn doch selbst im Kanton Bern nicht!» «Es wird wohl ein Irrtum vorliegen?» bemerkte ich. Nachdem der fremde Herr von mir nähere Ausweise wünschte, holte ich meine Briefftasche und legte meine Fahrbewilligung vor, in der, neben Beruf, auch militärischer Grad und Einteilung vermerkt war. Der nette Herr studierte genau, erhob sich dann, entschuldigte sich sehr, daß er mich gestört habe, und schritt der Türe zu. Da konnte ich nicht anders: ich machte eine Verbeugung und gab meinem Bedauern Ausdruck, daß ich ihm nicht besser dienen konnte. Ich legte mich wieder ins Bett, konnte aber nicht mehr einschlafen und hatte beim Frühstück noch leichtes Herzklopfen. – Ja, ein schlechtes Gewissen ist kein Ruhekissen. Tatsächlich handelte es sich bei dem Gesuchten um einen gleichalterigen Namensvetter aus Amerika, eines Nachkommen jener Glarner, die 1845 auswanderten und Neu-Glarus gründeten, und der die alte Heimat besuchte, in den vornehmsten Hotels abstieg und jeweils vor der Abreise vergaß, die Rechnung zu bezahlen.

Dies las ich später in der Zürcher Zeitung, nach erfolgter Verhaftung des Betrügers.

* *

Der Herr, der mich in Bern in kalter Winternacht aus den warmen Federn scheuchte, trug Zivilkleidung. Da sah der nächste, der glaubte, sich meiner annehmen zu müssen, eleganter aus. Er trug eine Kopfbedeckung mit schwarz lackiertem Dächlein über der Stirne, die hintere Hälfte der Mütze gewölbt nach unten, mit roten Schnüren verziert, genau wie ich sie als Lenzburger Kadett getragen hatte, über die Schultern ein kurzes, neckisches Pelerinchen, kaum bis zum Gürtel und in der Hand einen Gegenstand, wie ein Marschallstab, in Wirklichkeit aber einen Totschläger bedeutete. – Er war ein französischer Gendarm.

Mein Beruf brachte es mit sich, daß ich ab und zu Paris besuchen

mußte, eine Stadt, die mir von früherem längerem Aufenthalt gut bekannt war. So legte ich später keinen Wert darauf, dort länger als nötig, zu verweilen. Allein schon mit Rücksicht auf die Geschäftsspesen. Einmal, ich hatte den ganzen Tag gearbeitet, beschloß ich, noch mit dem Nachtschnellzug zurückzufahren. Vor der Abreise nahm ich im Restaurant erster Klasse der Gare de l'est ein gutes Abendessen ein und trank dazu eine ganze Flasche schweren Bordeaux. Ein besseres Schlafmittel kannte ich nicht. Dann fand ich ein leeres Erstklassabteil im Zuge nach Basel, zog meinen Rock und die Schuhe aus, umhüllte mich mit meiner Reisedecke, legte mich hin und stülpte den Hut über das Gesicht. Die Fahrkarte hatte ich vorher auf den Hut gesteckt, damit mich der Kondukteur nicht stören würde. Kaum war der Zug ins Rollen gekommen, schlief ich auch schon fest. – Als ich wieder erwachte, schien die Morgensonne hell ins Abteil. Der Zug stand still. Ich sprang auf, öffnete das Fenster und bemerkte, daß ich in Basel war. Der Zug mußte schon eine Weile hier gestanden haben; denn die andern Passagiere waren längst ausgestiegen, und nur in der Ferne bemerkte ich die letzten Leute bei der Zollpassage. So raffte ich meine Sachen zusammen, zog mich so rasch wie möglich an und eilte dem Grenzübergang zu, um den Zug nach Olten noch zu erreichen. Da kam das Verhängnis. Die allzugroße Hast machte mich verdächtig. Jener oben beschriebene Herr mit der Kadettenmütze faßte mich am Arm. Da ja in Basel keine Berlinermauer errichtet ist, hätte mich ein kühner Sprung über die Grenze ins Vaterland retten können. Aber schon gesellte sich ein zweites, gleich gekleidetes Individuum zum ersten, und wir drei, ich in der Mitte, kehrten um und marschierten ab, wieder Richtung Frankreich. – Das muß sehr interessant ausgesehen haben. Wer uns begegnete, stand still und blickte uns nach.

Man führte mich in ein größeres, düsteres Lokal. Da saß auf erhöhtem Thron, dick und fett, eine mit viel Gold bestickte Gestalt, die mir vorkam wie ein indischer Buddha. Gleich wurde ich in französischer Sprache angebrüllt: «Woher kommen Sie?»

Wahrheitsgetreu erwiderte ich: «Von Paris.» – «Sie haben Gold auf sich», tönte es weiter. –

«So, so», dachte ich, «da geht's hinaus». Ja, ja, so siehst du aus! Diesesmal war aber mein Gewissen so klar und durchsichtig wie ein reiner Bergkristall. Ich machte in meinem Gehirn einen schönen französischen Satz zurecht und sagte schließlich feierlich: «Mein Herr, ich versichere Ihnen, wenn ich von Paris zurückkomme, habe ich kein Gold mehr.» – Das sah so glaubwürdig aus, daß ein allgemeines Gelächter entstand. Da stand ich – die Spuren der vor wenigen Stunden allein geleerten Flasche Bordeaux waren noch deutlich sichtbar – unordentlich angezogen, mit wirrem Haar, eine jämmerliche, verkaterte Figur.

Listigerweise machte ich mich schlechter, als ich war. Es lohnte sich jedoch. Der vergoldete General dort oben verzog keine Miene. Mit einer eleganten Handbewegung sagte er, etwas milder: «Gut, Sie können gehen.» Ohne daß ich irgendwie untersucht worden wäre, verließ ich das Lokal. Der Anschlußzug nach Olten war aber inzwischen weg.

* *

Diese jüdische Hast brachte mich nochmals in ein schiefes Licht. Mit dem letzten Tageszug fuhr ich von Zürich nach Chur, wo ich am nächsten Morgen bei einem Kunden bestellt war. Im Gegensatz zur übrigen Schweiz – es ist heute kaum zu glauben – durften damals im Kanton Graubünden keine Autos verkehren.

Schon in Zürich bemerkte ich im Abteil Zweiterklasse (heute erste) eine Anzahl schweizerischer Feldprediger in Uniform. An jeder Haltestelle stiegen weitere hinzu. «Da wird in Chur eine Tagung dieser ‚Galache‘¹ (wie die andern Offiziere sie nannten) stattfinden und um diese Zeit schwierig sein ein Zimmer zu bekommen», sagte ich mir.

Also beeilte ich mich beim Aussteigen, um zuerst im Hotel zum Steinbock einzutreffen. Der Zug war noch in Bewegung, als ich in Chur vom Trittbrett sprang und der Unterführung entgegenrannte. Da kam ein Herr auf mich zu und sagte: «Herr Bärsig, nicht wahr?» Ich hatte keine Zeit, mich mit diesem Manne über einen mir unbekannten Bärsig zu unterhalten, und ohne von ihm Notiz zu nehmen, wollte ich weitergehen. Er aber faßte mich stark am Rockärmel. Da wurde ich wütend. Mit einem Faustschlag stieß ich seinen Arm weg. Gleichzeitig jedoch wurde ich von seiner andern Hand am Kragen festgehalten, wobei er ruhig bemerkte: «Kriminalpolizei, Sie sind verhaftet.» Er drehte seinen Rockaufschlag um und hielt mir ein metallenes Plättchen entgegen. Da sagte ich ihm lachend ins Gesicht: «Sie Esel, wenn Sie hier auf den Bärsig lauern, der geht Ihnen inzwischen durch die Latten.»

«Haben Sie keine Angst», erwiderte er, «es sind noch andere da, die dem Bärsig aufpassen, und über den Esel reden wir dann später.» «Hören Sie», sagte ich weiter, «ich war derart in Eile, damit ich im Hotel noch ein Zimmer bekomme.» «Seien Sie ohne Sorge», tönte es zurück, «wir haben schon ein Zimmer für Sie.»

Die Angelegenheit wurde für mich ungemütlich. Was wollte ich machen? Unter staatlicher Begleitung zog ich neuerdings in kurze Schutzhaft, wie seinerzeit in Basel.

Im Polizeilokal wies man mir einen Stuhl an und ließ mich vorläufig etwa eine Viertelstunde warten. Es war schon nach Mitternacht.

¹ «Galach» bedeutet in der jiddischen Sprache: Priester.

Ich wurde immer ungehaltener, sagte mir aber, daß man mit solchen Leuten nur mit Ruhe und Höflichkeit zum Ziel gelangen könne.

Da ging die Türe auf, und zwei weitere Herren betraten das Lokal. Sie durchquerten aber nur den Raum, in dem ich mich befand, und verschwanden in einem Nebenzimmer. – «Hoffentlich ist einer der beiden der Herr Bärsig», dachte ich, und wirklich, man entschuldigte sich bei mir und wollte mich laufen lassen.

Da kehrte ich den Spieß um. Energisch sagte ich: «Wenn ich kein Zimmer mehr kriege, haben Sie dafür zu sorgen, daß ich für diese Nacht anständig untergebracht werde, das hat mir jener Herr dort zugesagt.» Das Hotel zum «Steinbock» fand ich geschlossen. An der Türe hing ein Täfelchen: Hotel besetzt. Ich gab mir keine Mühe mehr, weitere Gasthäuser aufzusuchen, sondern kehrte auf den Polizeiposten zurück. Der Herr, der mich verhaftet hatte, befand sich noch dort, entschuldigte sich nochmals und führte mich sofort in eine Privatwohnung, wo ich ein nettes Zimmer beziehen durfte. Von dem Esel war nicht mehr die Rede. Herrn Bärsig dagegen sah ich nicht mehr. Auch ihm hatte man inzwischen ein Einzelzimmer verschafft. –

* *

Jetzt bin ich alt geworden und komme mit der Polizei nur noch in Berührung, wenn ich die Straße dort überschreite, wo kein Zebrastreifen zu sehen ist. Da aber die Angehörigen unseres «stehenden Heeres» immer mit mir recht freundlich sind, gebe ich mir alle Mühe, daran zu denken, daß eben vieles anders geworden ist als damals, da ich noch jung und gern lustig war.